

IM SPIEGEL DER ZEIT

Geistliches Leben konkret

Es ist gut, zu wissen, daß unsere Zeit, die von Gegensätzen und Konflikten, Auseinandersetzungen und Uneinigkeit, auch in der Kirche, gezeichnet ist, ebenso viele Zeugnisse eines Glaubens kennt, wie sie in dieser Zahl nur aus den besten Zeiten des Christentums bekannt sind. Wir bringen im folgenden einige davon, zufällig an uns gelangt und ausgewählt. Das erste Zeugnis stammt von einer gebildeten Frau und Mutter. Sie schrieb den hier im Auszug wiedergegebenen Brief fünf Monate vor ihrem Tod, schon im Wissen um das nahe Ende. Das zweite Zeugnis ist das Ergebnis einer Reflexion über den vergangenen Lebensweg, der im Dunkeln zu verlaufen schien. Die Verfasserin ist eine Ordensfrau. Vielleicht sind solche Zeugnisse anderen eine kleine Hilfe und Ermutigung.

„Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt . . .“ (Jo 12, 24)

... als ich vor einem Jahr bei Ihnen war, weil alle persönliche Entwicklung ins Stocken geraten zu sein schien und statt dessen Trockenheit, Leere und Finsternis mich bedrängten, wußte ich noch nicht, daß ich an Krebs leide. Inzwischen ist alles durch das wilde Wachstum der Metastasen offenbar, ich kenne meine Zeit nicht, aber sie ist sehr begrenzt. Die erste Begegnung mit der vollen Wahrheit war wie ein Blitzschlag, aber schon einige Sekunden später fiel auf mich nieder, was ich Monate lang gemißt hatte: eine große Ruhe, ein tiefer Friede, eine unendliche Befreiung und der feste Glaube, daß die Schnsüchte der Bergpredigt nun erfüllt würden.

In dieser Situation erreichte mich die Nummer von „Geist und Leben“ mit dem Beitrag: „Sind wir nur Gast auf Erden?“ Dort stieß ich auf die Frage, die ich doch bisher so feurig bejaht habe: „Müssen wir nicht vielmehr beide Töne aufeinander abhören, ob sie nicht vielleicht doch eine einzige Melodie christlicher Daseinsaussage und -erfahrung darstellen, hervorgegangen aus dem einen und unteilbaren Mysterium von Schöpfung und Heil?“ Die Actio der heutigen Christen ist nur mit Jubel zu begrüßen, darüber besteht überhaupt kein Zweifel, aber ich spüre seit einiger Zeit das Unbehagen, daß das Engagement des Christen nicht nur ein Wachgewordensein ist, sondern auch eine Flucht. Flucht wovor? Aus der Konfrontation mit Gott unter dem Motto: „Herr, sprich nicht mit mir, sondern mit Aaron“, Flucht aus der großen berechtigten Müdigkeit vor zu Tode geredetem Glaubensgut, Flucht aus Abscheu vor dieser Gemeinschaft der Gläubigen, wie sie sich uns im Alltag darstellt, und Flucht der Geistlichkeit vor der Seelsorge. Gibt es denn noch Seelsorge? Seelsorge in der Gemeinde? Wie sieht in diesem Umbruch des Glau-

benslebens oder besser Glaubenserlebens der Weg des Schwerkranken oder Sterbenden aus? Von ihm wird noch einmal eine große Flexibilität verlangt, größer fast, als die physischen Kräfte noch sind. Es ist sehr schwer, aus dem betont aktiven Leben in die große Loslösung einzutreten. Ich habe viele Jahre daran gearbeitet, mir klar zu machen, was es bedeutet, transparent zu werden für Gottes Willen. Es überrascht und enttäuscht mich, zu sehen, wie stark ich trotzdem der Erde verhaftet bin. Das ist für eine Mutter mit unmündigen Kindern ein sehr verständlicher Zustand, aber die Forderung des Sichlössens ist unverrückbar. Ich komme mir oft vor wie der reiche Jüngling im Evangelium, der Christus fragt, was er zu tun habe, um Ihm nachfolgen zu können und der dann doch traurig Christus den Rücken zuwendet, weil er seine Reichtümer nicht lassen kann.

Wie ich den tätigen Christen nun völlig vergessen und überschreiten muß, so muß ich auch die moderne Auffassung von der Einheit von Körper und Geist beiseiteschieben. Ich befinde mich nun wieder auf den Spuren der alten Philosophie und *übe* die Dualität von Körper und Seele. Wenn ich meinen armen, deformierten Körper jetzt nicht übersehen lerne, dann sammelt er jetzt meine ganze Konzentration auf sich und läßt meiner geistigen Entwicklung keinen Raum mehr. Aber diese letzte Zeit des Lebens ist voller Anforderungen, voller Ansprüche, viele Probleme wollen überstürzt gelöst werden. Mir drängt sich immer der Vergleich auf mit einer Pflanze in ungünstigen Bedingungen. Sie drängt darauf, stürmisch noch Knospe, Blüte und Frucht zu tragen, um ihren Zyklus zu vollenden. Wir alle haben als Familie in dieser Zeit des Abschieds und der Vorbereitung sehr, sehr viel zu lernen – ich kann es mir vorläufig nicht leisten, dem Körper zu viel Zugeständnisse zu machen (der berechtigte Einwand ist, daß das zeitlich begrenzt ist, aber das weiß ich wohl). Wir sprechen ehrlich über den Tod und reifen ihm damit auch entgegen. Es wäre viel über diesen Lebensabschnitt zu sagen. Das erschütterndste Erlebnis bleibt die Reaktion der menschlichen Gesellschaft auf solche Gespräche. Die Angst vor dem Tod flüchtet sich mitunter in eine offene Feindschaft gegenüber dem Sterbenden.

... ich danke Ihnen nun abschließend für Ihre und Ihrer Mitarbeiter Begleitung durch Ihre Arbeit. Ich verdanke Ihrer Seelsorge mit, daß ich zu sterben bereit bin.

„Dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht ...“ (Ps 23 [22] 5)

... seit Ihrem Besuch habe ich weiter gelebt, gebetet und viel meditiert. Und was so bedrückend und gestaltlos auf mir lag, hat sich gelichtet. Ich habe mein eigenes Leben und die leise Führung darin, die Wurzeln, aus denen es kommt und denen ich nachleben muß, soweit es geht, gesehen. Es läßt sich in einem Brief nicht viel darüber sagen. Eines aber ist mir ganz klar: Was ich erlebt habe in den letzten Jahren, die ganzen Höhen und Tiefen, auch die helfenden Hände, die mir gegeben worden sind, die waren nicht für mich allein. Wie sich das allerdings konkretisieren könnte, wußte ich nicht, dachte aber ohne Ungeduld ganz still: Gott läßt nichts wachsen, um es dann verkümmern zu lassen. Ob nun Ihr Angebot die Antwort darauf ist, weiß ich nicht. Ich habe in aller Ehrlichkeit versucht, einige Punkte aus meiner Krankheit niederzuschreiben. Es ist nichts erfunden, alles wahr und

wirklich erfahren, aber es ist nicht alles. Was mir noch zu nahe ist und sich nicht in Worte fassen läßt, habe ich gelassen . . .“

4. 5.

Heute war ich beim Augenarzt. Er hat eine weit fortgeschrittene Netzhautablösung festgestellt, die sofort operiert werden muß, sonst wartet die Erblindung auf mich. Nun hat also dieses monatelange körperliche Unbehagen, dieser eigenartige seelische Druck, der mir wie eine schwere Last die innere Freiheit nahm, seine Erklärung gefunden, und ich bin irgendwie erleichtert darüber. In mir steigen die Worte auf: Gott ist Licht und Finsternis ist nicht in ihm. Wird das noch mein Trost sein? *Divina eloquia cum legente crescunt* (Gregor d. Gr.). Die göttlichen Worte wachsen mit uns. – Morgen werde ich nach H. fahren zur Operation.

14. 5.

Nun kann ich schon wieder schreiben, einäugig und wackelig zwar, aber es geht. Nach meiner Ankunft in der Klinik lief alles wie ein Räderwerk ab, und ich hatte nur einen Schritt nach dem andern zu tun, nur die jetzt ausgestreckte Hand zu ergreifen: Untersuchungen, Vorbereitungen, Operation, die ich ganz wach und bewußt miterlebt habe. Ich hatte keine Angst und konnte mich bereit und vertrauensvoll den Händen der Ärzte überlassen, ganz und gar hineingegeben in das, was an mir geschah. Obwohl ich kein Glied rühren konnte, schienen mir die zwei Stunden nur eine kurze Zeit zu sein. Als mir das Tuch vom Gesicht genommen wurde, sah ich einen Augenblick meine Umgebung, die Gesichter der Ärzte und Schwestern völlig klar. Dann wurden die Augen verbunden, es wurde dunkel. Gott ist Licht und Finsternis ist nicht in ihm.

Als ich mich bei den Ärzten und Schwestern bedankte und dabei die falschen Hände ergriff, ging ein herzliches Lachen durch den Operationssaal. Das mag wohlthuend für sie gewesen sein nach einem so konzentrierten und anstrengenden Werk. Gegen Abend fielen quälende, bohrende, sich steigernde Schmerzen über mich. Mein Kopf schien zum Spielball einer tobenden, zerrenden, zuckenden Maschine geworden zu sein. Nichts half dagegen, es war ein Zustand absoluten, hilflosen Ausgeliefertseins. Und in dieser großen körperlichen Schwäche und Armut erfuhr ich eine innere Freiheit und Unbesieglichkeit, eine Kraft und Stärke, wie ich sie nie vorher erlebt hatte. Gott ist Licht und Finsternis ist nicht in ihm. Immer neu und anders und tiefer und weiter steigt dieses Wort in mir auf.

Am nächsten Tag kam das erste Aufstehen, das gesunde Auge wurde wieder aufgebunden. Der Gleichgewichtssinn war verschwunden, der Sinn für Entfernungen war nicht mehr da. So wurde jeder Tag zu einem langsamen, behutsamen Tasten, zu einem ganz bewußten Fuß-vor-Fuß-Setzen. Ich mußte mich jeder Sache und jedem Menschen mit aller Aufmerksamkeit zuwenden und konnte nie mehreres zugleich denken, überschauen oder tun. Und das ist auch jetzt noch so.

20. 5.

Die Kraft Gottes in unserer Schwachheit . . . Habe ich das nur für mich erfahren? Wie erleben die Menschen um mich ihre Schwäche, ihre Hilflosigkeit?

Da ist der weitgereiste Ingenieur, voller Ungeduld, wieder zu seinen Plänen und Maschinen zu kommen, seine Reisen nach Japan und Südamerika rechtzeitig

durchführen zu können . . . Er wurde genau so plötzlich und unvorbereitet aus seiner Arbeit gerissen, wie ich . . . Er erzählt mir von seinen Reisen, seiner Tätigkeit, seiner Familie, seinen Sorgen, ob er nun alles wieder so werde tun können wie früher. Langsam fällt dabei die Unrast und Ungeduld von ihm ab; auch er lernt neu zu sehen, wird dankbar für das, was ihm noch an Sehkraft geblieben ist. Früher ist er selbstverständlich durch die schönsten Landschaften der Welt gereist, jetzt entdecken wir neu und gemeinsam das früher Unbeachtete: die Farben eines Blumenstraußes, den Springbrunnen, in dem sich die Sonnenstrahlen brechen . . . Als er nach einigen Wochen entlassen wird, sagt er: „Das Leben ist nicht ärmer und farbloser geworden; was ich früher achtlos als Selbstverständlichkeit ansah, nehme ich heute dankbar als Geschenk an.“

Sein Zimmergefährte ist der Älteste auf der Station. Zuerst gelingt es ihm, durch seine raube Schale die Menschen abzuschrecken und sein gutes Herz zu verbergen. Da wir alle zwar mit den leiblichen Augen schlechter, dafür aber mit den Augen des Herzens besser sehen, glückt das aber nicht lange. Unter der stacheligen Haut kommt ein humorvoller, herzensguter Schwabe zum Vorschein, der die Menschen nimmt, wie sie sind, und sie trotz vieler schlechter Erfahrungen mitsamt ihren Fehlern gern hat. Eines Abends sitzen wir im Tagesraum zusammen und er fragt mich: „Ich habe das Leben in vollen Zügen genossen mit allem, was es zu bieten hatte. Verachten Sie mich deshalb?“ Fast scheu und hilflos blickt mich der sonst so erfahrene und gewandte Mann an. „Nein“, sage ich ihm, „gewiß nicht. Ich glaube, daß der Mensch zum Glückhsein erschaffen ist. Sie haben es gesucht, ich habe es auch gesucht.“ Er blickt mein Ordenskleid an und sagt nichts. Lange sitzen wir noch schweigend, dann verabschieden wir uns in stillem Einvernehmen.

Neben mir wohnt eine alte Dame. Sie muß sehr wohlhabend sein, sie hat ein ganzes Appartement für sich. Und sie ist eine Wolke der Ratlosigkeit und Einsamkeit, der dumpfen, dunklen Trauer. Sie hat vor drei Jahren durch einen Unfall ihren Mann verloren, und er hat ein Stück ihres eigenen Lebens mit ins Grab genommen. Wie eine Schallplatte, die einen Sprung bekommen hat und nicht mehr über diese Stelle hinwegkommt, hat sie mir schon vielemale mit denselben Worten davon erzählt. Es endet immer mit einem fassungslosen „Warum ich?“ Jeder Versuch des Trostes oder der Hilfe geht an ihr vorbei ins Leere, erreicht sie gar nicht. Vielleicht ist der einzige Trost für dieses abgebrochene Leben das geduldige Ausharren bei ihren Klagen und Tränen, die menschliche Nähe des stützenden Armes bei unseren Spaziergängen, die Fürbitte. Ob Gott noch Licht in der Finsternis dieses Lebens werden wird, oder ob er ihr erst nach diesem Leben die Fülle des Lichtes schenken will?

28. 5.

Einer nach dem anderen wird aus der Klinik entlassen, morgen auch ich. Wir haben uns noch ein wenig zusammengesetzt und die vergangenen Wochen durchgesprochen. Alle sind wir aneinander geduldiger und gelassener geworden, haben dankbar neu sehen gelernt, auch wenn bei den meisten die äußere Sehkraft geschwächt bleiben wird. In irgendeiner Weise haben wir alle die Erfahrung gemacht, daß Gott nur nimmt, um anders und mehr zu geben.